Krollmann : Schlacht b. Tannenberg.

Zur Beachtung!

1. Die Bücher sind zum Termin zurückzugeben oder es ist eine Verlängerung der Leihfrist zu beantragen.
2. Jedes entliehene Buch ist während der Leihzeit in einem Umschlage aufzubewahren und so auch der Bibliothek wieder zuzustellen.
3. Die Bücher sind in jeder Weise zu schonen. Anstreichen, Unterstreichen, Beschreiben und dergl. ist streng verboten. Zuwiderhandelnde können zum Ersatze des Buches verpflichtet werden. Auch werden ihnen in Zukunft andere Bücher nicht verabfolgt.
4. Beschädigungen und Verluste sind spätestens am Tage nach Empfangen der Bücher zur Anzeige zu bringen.

Die Verwaltung.

Mit ergebenstem Gruß!
Dr. Krollmann

Die Schlacht bei Tannenberg

Ihre Ursachen und ihre Folgen

Zum 15. Juli 1910 geschrieben von
Dr. C. Krollmann / Privatdozent
an der Albertus-Universität /
Deutschherren-Verlag zu
Königsberg Pr. / 1910

Die Schlacht bei Tannenberg

Ihre Ursachen und ihre Folgen

Zum 15. Juli 1910 geschrieben von
Dr. C. Krollmann / Privatdozent
an der Albertus-Universität /
Deutschherren-Verlag zu
Königsberg Pr. / 1910

Am 15. Juli dieses Jahres jährt sich zum fünfhundertsten Male der Tag, an dem das Heer des Deutschen Ordens bei Tannenberg von der vereinigten Macht der Polen und Litauer geschlagen wurde. Mit Eifer schicken die heutigen Polen sich an, festliche Erinnerungsfeiern an den seltenen Sieg zu begehen. Um so mehr haben auch wir Deutsche Grund diesen Gedenktag nicht unbeachtet vorübergehen zu lassen. Wer seines Wertes sich bewußt ist, braucht sich vergangnen Unglücks nicht zu schämen. Wenn wir in diesem Sinne Ursachen, Verlauf und Folgen jenes verhängnisvollen Ereignisses sachlich und leidenschaftlos uns ins Gedächtnis rufen, erweisen wir dem Deutschtum und uns selbst den besten Dienst.

Schlobitten,
im Mai 1910.

Dr. C. Krollmann.

Erstes Kapitel. Die Ursachen des Krieges.

Die Eroberung Preußens durch die Ritter des Deutschen Hauses von St. Marien zu Jerusalem war keineswegs ein auf sich allein beruhender Vorgang, sondern stand zeitlich und ursächlich im engsten Zusammenhange mit dem allgemeinen Vordringen der Deutschen nach Osten. Als der Deutsche Orden im Jahre 1230 auf Wunsch des Herzogs Konrad den Schutz der polnischen Herzogtümer Kujavien und Masovien gegen die heidnischen Preußen übernahm, war die Eindeutschung und politische Angliederung der slavischen Länder Schlesien und Pommern noch im vollen Gange, und mit beharrlicher Kraft schoben die askanischen Markgrafen von Brandenburg auch östlich der Oder die Grenzen ihrer Herrschaft vor, auf Kosten des großpolnischen Reiches. Ein Strom von deutschen Einwanderern und damit auch deutscher Kultur, ergoß sich über die polnischen Lande, schuf deutsche Städte und Dörfer inmitten der slavischen Bevölkerung. Gleichzeitig unternahm der niedersächsische Kaufmann von der See aus die Erschließung, Eroberung und Besiedlung der Küstenlande von Pommern bis zum Finnischen Meerbusen. Beide, die geistlichen Ordensritter und die hansischen Kaufleute fanden sich in Preußen, Kurland und Livland zu gemeinsamem Wirken zusammen.

Den erbetenen und gewährten Schutz gegen ihre preußischen Bedränger hatten die Polen durch Opfer an Besitz und Ansprüchen erkaufen müssen. Der Orden bedurfte einer gesicherten Basis für seinen Eroberungskampf, so wurde das Kulmerland und Teile Kujaviens Eigentum der Ritter. Kaiserliche Bestätigung und Verleihung des Erwerbs kennzeichneten ihn als eine deutsche Angelegenheit. Im Laufe der Ueberwältigung Preußens kamen hierzu noch verschiedene andere kleine Landschaften, wie die Löbau und Sassen, worauf die Polen Ansprüche zu haben glaubten.

Das Eroberungswerk des Ordens zu stören unternahm, in instinktiver Furcht vor mächtiger deutscher Nachbarschaft, der Herzog Swantopolk von Ostpommern oder Pomerellen, dessen Herrschaftsgebiet im Osten nur durch die Weichsel vom Kulmerlande und den zuerst eroberten preußischen Gauen getrennt war. Seine gefährliche, aber glücklich zurückgewiesene Einmischung in den großen Aufstand der Preußen mußte der Ordensleitung die

Ueberzeugung geben, daß für den Bestand ihrer Schöpfung die Herrschaft über den Unterlauf der Weichsel von größester Wichtigkeit, von unverkennbarer Notwendigkeit war. Mit zähem Nachdruck strebte seitdem ihre Politik dahin, sich derselben dauernd zu versichern. Mit kluger Benutzung der Uneinigkeit unter den Erben Swantopolks faßten die Ritter auch auf dem westlichen Ufer der Weichsel festen Fuß. Gleichzeitig erreichte von Westen her die Woge deutscher Einwanderung auch Pomerellen, deutsche Stadtgemeinden entstanden, verbreiteten deutsche Kultur und ebneten dem politischen Einflusse des Mutterlandes den Boden. Schon 1269 erkannte Herzog Mestwin II. die Markgrafen von Brandenburg als Lehnsherren an. Nach seinem Tode, mit ihm starb das pomerellische Fürstenhaus aus, gerieten die Askanier wegen seiner Hinterlassenschaft mit den polnischen Piasten in Streit, dem der König Przemislaw nach kurzer Regierung zum Opfer fiel. Nach langen Kämpfen wurde Herzog Wladislaw Lokietek von Kujavien König von Polen und versuchte sich auch in Pomerellen zu behaupten. Von den Askaniern bedrängt, riefen seine Heerführer den Orden zu Hilfe. Die Deutschen Ritter zwangen zwar die brandenburgischen Truppen zur Aufhebung der Belagerung der Burg zu Danzig, bemächtigten sich dann aber selbst nicht nur Danzigs, sondern auch der Städte Dirschau und Schwetz, und verständigten sich, nachdem die Polen gänzlich aus dem Lande vertrieben waren, mit dem Markgrafen Woldemar durch ein friedliches Übereinkommen. Nur einige westliche Gebiete Pomerellens blieben den Brandenburgern, das Hauptland mit dem Unterlaufe der Weichsel und dem wichtigen Emporium Danzig traten sie dem Orden gegen eine bare Entschädigung förmlich ab. (Vertrag zu Soldin 1309.) Dieser Vertrag erhielt seine feierliche Bestätigung durch den Deutschen Kaiser (1310). Man betrachtete also auch diese Erwerbung des Ordens als eine Sache des Reichs.

Die Polen haben den Verlust Pomerellens nie verschmerzt, denn in den machtvollen Händen des Ordens verschloß ihnen dies Land den Zugang zur Ostsee. Wladislaw Lokietek hat noch nach 17 Jahren deswegen einen langen und schweren Krieg mit dem Orden begonnen, und erst sein Sohn und Nachfolger, Kasimir der Große, hat sich dazu verstanden, im Frieden von Kalisch (1343) den Orden als rechtmäßigen Besitzer von Pomerellen und Kulmerland — denn auch diese freiwillige Abtretung machten die Polen nachträglich streitig — endgültig anzuerkennen. Trotzdem führte die Herrschaft der letzten beiden piastischen Könige Wladislaw und Kasimir eine bedenkliche Verschiebung zwischen Polentum und Deutschtum zugunsten des

ersteren herbei. Die Einigung des polnischen Reiches, die sie durchführten, erfolgte auf Kosten der deutschen Kulturelemente in Polen, die sich erfolglos dagegen gestemmt hatten, und gleichzeitig traf die deutschen Ostmarken das Verhängnis, daß die brandenburgischen Askanier mitten im erfolgreichsten Wirken einer nach dem andern von einem unerbittlichen Schicksal dahingerafft wurden. Der Streit um ihr Erbe, die unglückliche Hand der Wittelsbacher, die hier wie überall durch die gehässige Einmischung des Papstes gehemmt wurde, lähmten das Deutschtum in den brandenburgischen Marken, führten zu bedenklicher Minderung des Einflusses und selbst zu Landverlusten gegenüber Pommern und Polen. Letzteres dagegen gewann durch seinen tatkräftigen König, der die Kräfte seines Volkes und Landes zusammenzufassen verstand, nach Preisgabe der nicht zu verwirklichenden Ansprüche gegen den Orden Ersatz nach Osten und Süden in gewaltigen Eroberungen auf Kosten der durch die Tartaren geschwächten russischen Teilfürstentümer. Indem sich hier dem kriegerischen Adel Polens neue Quellen der Macht erschlossen, erfuhr das Nationalgefühl eine gewaltige Steigerung, die das alte Übergewicht der deutschen Kultur empfindlich vermerkte und den Verlust ehemals slavischer Gebiete, welche der Orden dem Deutschtum gewonnen hatte, nicht in Vergessenheit geraten ließ. Je mehr aber der Ordensstaat in Preußen aufblühte, je glänzender seine politische und kulturelle Bedeutung in der zweiten Hälfte des 14 Jahrhunderts sich steigerte, desto kräftiger wuchs bei den Polen die nationale Abneigung gegen die Deutschen heran.

Ausgesprochen feindselige Gesinnung der polnischen Magnaten gegen den Orden lenkte im Jahre 1386 die Königswahl auf einen geborenen Gegner desselben, den Großfürsten Jagiello von Litauen, der nach Annahme des Christenglaubens unter dem Namen Wladislaw den polnischen Thron bestieg.

Seit einem Jahrhundert schon lag damals der Orden mit dem Volke der Litauer, den östlichen Grenznachbaren Preußens, in ununterbrochenem Kriege. Wenn er es einerseits in seiner Eigenschaft als „Vormauer der Christenheit" als seine Aufgabe ansah, diese Heiden zu bekämpfen, so verfolgte er dabei andererseits auch ein durchaus praktisches Ziel, den Gewinn der nördlichsten Landschaft Litauens, Samayten, die sich wie ein trennender Keil bis hart an das Meer zwischen Preußen und die kurländischen und livländischen Ordensgebiete hineinschob. Aber in dem langen und schweren Kampfe führte ein tatkräftiges Fürstengeschlecht das litauische Volk zu größerer Einheit und dehnte, im Westen zurückgewiesen, ebenso wie Polen

seine Macht nach Süden und Osten aus. Endlich schien der Streit um die Oberherrschaft unter den Enkeln des Großfürsten Gedimin von Litauen, Jagiello und Witowd, den Orden seinem Ziele näher zu bringen. Jagiello gelangte zwar nach langen wechselvollen Kämpfen zur Großfürstenwürde, als er aber auch die polnische Königskrone annahm, fiel die große Mehrheit der Litauer, die in einer Verbindung beider Reiche eine Bedrohung ihrer eigenen Unabhängigkeit sahen, wieder seinem Vetter Witowd zu. Dieser erkannte schließlich zwar die Oberhoheit Jagiellos an, verstand es aber trotzdem, die Selbständigkeit Litauens zu behaupten und seine Politik nach eigenem Ermessen zu leiten. Ein Streit mit Polen um podolische Besitzungen veranlaßte ihn im Jahre 1398 Samaylen an den Orden abzutreten, — dieser lag damals ebenfalls mit dem Polenkönige wegen der Pfandschaft des Landes Dobrzyn in Zwiespalt — um sich dadurch für den Notfall des Beistandes der Ritter zu versichern. Dieser Erfolg des Ordens war indessen keineswegs gesichert, denn Witowd betrachtete den Verzicht auf Samaylen nicht als einen endgültigen, sondern wartete nur auf die Gelegenheit, seine Ansprüche auf das hart umstrittene Land wieder geltend zu machen; trotz aller Verträge fuhr er daher auch fort, den Widerstand der Bevölkerung gegen die Ordensherrschaft offen und heimlich zu schüren und zu fördern.

Während so einerseits das gespannte Verhältnis zwischen dem Deutschen Orden und den Litauern auch fernerhin bestehen blieb, konnte andererseits der Erwerb Samaylens nicht ohne Rückwirkung auf die preußisch-polnischen Beziehungen bleiben. Freundschaftlich waren dieselben seit dem Regierungsantritt Jagiellos ohnehin niemals gewesen. Der Orden hatte die in der Berufung des Litauers auf den polnischen Thron liegende Drohung sehr wohl empfunden und arbeitete daher dem Anwachsen der polnischen Macht überall mit Nachdruck entgegen. Die besten Mittel dazu gewährte ihm seine aus der musterhaften Verwaltung des schnell zu ungeahnter Blüte emporgestiegenen Preußenlandes entspringende wirtschaftliche Ueberlegenheit. Seine stets gefüllten Kassen befähigten ihn zu andauernden kleinen Erwerbungen an strittigen Grenzen, zur Mehrung seines Einflusses in den masovischen Teilfürstentümern im Lande Dobrzyn usw. durch Darlehen und Pfandschaften, welche wichtige militärische Punkte in seine Hände brachten.

Nun wurde der Orden im Jahre 1402 durch den König Sigismund von Ungarn, den Luxemburger, vor eine schwerwiegende Entscheidung gestellt. Schon im Jahre 1388 hatten die Erben Kaiser Karls IV., der bekanntlich die branden-

burgischen Lande von den Wittelsbachern an sein Haus gebracht hatte, die Neumark dem Orden zu Kauf oder Pfandschaft angetragen. Damals hatte der Hochmeister dies Anerbieten vorsichtig abgelehnt. Jetzt bot Sigismund, durch seine ungarischen Händel in unendliche Geldnot gestürzt, wiederum die Neumark feil, aber nicht nur dem Orden, sondern auch dem König Wladislaw von Polen. Durfte der Hochmeister, es war der friedliebende Konrad von Jungingen, zulassen, daß das deutsche Land in polnische Hände kam? Es hieße ihm Empfindungen zuschreiben, die seiner Zeit fremd waren, wollte man annehmen, daß den Hochmeister der Gedanke bestimmt hätte, durch den Verlust der Neumark könnte das Deutschtum an sich geschädigt werden. Wohl aber hatte er die lebendige Empfindung, daß für den Orden eine unabsehbare Gefahr darin lag, wenn Polen, über dessen feindselige Gesinnung kein Zweifel bestand, sich jenes Landes bemächtigte. Denn im Besitze der Neumark, und damit der wichtigsten Oderübergänge, war es jederzeit in der Lage, dem Orden die Verbindung mit dem Mutterlande, woher ihm immer noch stets neue Kräfte zuströmten, dauernd abzusperren. Konrad von Jungingen griff daher zu und kaufte die Neumark um 60 000 fl. für den Orden. Nun war aber unter der Mißwirtschaft der Wittelsbacher und Luxemburger das Deutschtum in diesem Lande in der Tat schon zurückgegangen, manches Zubehör desselben war in die Hände eigennütziger Vasallen geraten, die, wie es je ihr privater Vorteil erheischte, bald Polen, bald den Besitzer der Neumark als ihren Oberherrn anerkannten. Hier griff der Hochmeister sofort kräftig durch und brachte auch zweifelhaft gewordene Gebiete, wie z. B. die wichtigen Plätze Driesen und Santok an sich. Das konnte nicht geschehen, ohne die Polen, namentlich den Adel, der sich schon große Hoffnungen auf den Erwerb der ganzen Neumark gemacht hatte, zu heftigstem Widerspruche zu reizen.

Es kam noch hinzu, daß die Besitznahme der Neumark durch den Orden das Königreich, namentlich aber die großpolnischen Gebiete, auch wirtschaftlich schwer zu schädigen drohte. Die Mündung der Weichsel, der Haupthandelsstraße Großpolens, war nun schon seit fast hundert Jahren in den Händen der Deutschen Ritter, jetzt hatten sie auch die Herrschaft über die Mündungen der Warthe und der Netze, der beiden großen schiffbaren Nebenflüsse der Oder, die den Verkehr nach Westen vermittelten, an sich gerissen. Die den streng monopolistischen Tendenzen der Zeit entsprechende Handelspolitik der blühenden preußischen Handelsstädte, namentlich Thorns und Danzig, erwies sich schon lange für Handel und Gewerbe Großpolens schier uner-

träglich. Auch mit dem kleinpolnischen Krakau lebten die preußischen Städte fast dauernd im Handelskriege. Wurde jene Politik auch auf die Neumark ausgedehnt, und das war sicher zu erwarten, da die Ordensregierung immer bereit war, in dieser Hinsicht den Wünschen der großen Städte zu entsprechen, so war die wirtschaftliche Einkreisung Großpolens im Westen ebenso wie im Norden durchgeführt. Die polnische Nation hätte sich selbst aufgegeben, wenn sie nicht darnach gestrebt hätte, sich aus der immer weiter schreitenden Umklammerung durch den Ordensstaat zu befreien. Der Orden andererseits durfte nicht darauf verzichten, seine Verbindung mit dem Mutterlande aufrecht zu erhalten, wenn er seine bisherige Machtstellung behaupten wollte. So wurde der Schacher, welchen König Sigismund mit seinen Erblanden, den deutschen Marken an der Oder, trieb, der Anlaß, der den Entscheidungskampf zwischen Polen und dem Deutschen Orden herbeiführen sollte.

Zweites Kapitel. Die Schlacht bei Tannenberg.

Gemeinsamer Haß gegen den Deutschen Orden und hier der Zorn wegen der Neumark, dort wegen Samayten, führte die beiden Vettern Wladislaw und Witowd und damit die beiden Reiche Polen und Litauen zu gemeinschaftlichem Handeln zusammen. Nicht als ob die Politik des Ordens so kurzsichtig gewesen wäre, die Gefahr eines solchen Zusammenschlusses nicht vorherzusehen; er vollzog sich aber mit einer Naturnotwendigkeit, gegen die diplomatische Mittel machtlos waren. Freilich, das muß man gestehen, die Diplomatie Polens erwies sich seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts derjenigen des Ordens in der Regel überlegen. Mit großem Geschick hat König Wladislaw es auch vermieden, das Odium eines Angriffskrieges gegen den geistlichen Ritterorden, „die Vormauer der Christenheit“ auf sich zu laden. Im Jahre 1409 erregte der Großfürst Witowd, der unzählige Verträge mit dem Orden geschlossen, niemals aber einen ehrlich gehalten hat, wieder einmal einen heftigen Aufstand in dem erst kürzlich beruhigten Samayten. Im Orden war man sich völlig darüber klar, daß diesmal auch König Wladislaw von Polen seine Hand dabei im Spiele hatte. Man nötigte ihn daher zu offener Stellungnahme. Und als Wladislaw nun erklärte, daß ein Krieg des Ordens gegen Litauen auch für ihn den Kriegsfall bedeute, kam ihm der Hochmeister Ulrich von Jungingen zuvor und ließ ihm am 6. August 1409 den Krieg ansagen. Sehr mit Unrecht

hat man dem Hochmeister hieraus einen Vorwurf gemacht, als habe er aus Übermut und Kriegslust einen übereilten und verderblichen Schritt getan. Wie die Dinge lagen, war es vielmehr durchaus brav und richtig gehandelt, wenn der Orden den unvermeidlichen Kampf ausfechten wollte, wo und wann es für ihn am vorteilhaftesten war. Darüber aber, daß der Krieg in Polen leichter und schneller zur Entscheidung gebracht werden konnte, als in dem durch die jahrelangen Kriege verwüsteten und wenig bewohnten Samayten, war kein Zweifel. Freilich die Ausführung entsprach nicht dem kühnen Entschlusse. In der Weise des mittelalterlichen Fehdewesens eröffneten die Ordenstruppen den Kampf durch Einfälle in Polen und verwüsteten weithin die Grenzlandschaften. Es wurde ihnen nicht schwer, Erfolge davonzutragen, da der König Wladislaw tatsächlich noch nicht genügend auf den Krieg gerüstet war. Aber auch als er im Herbst mit bewaffneter Macht im Felde erschien, verstand der Hochmeister es nicht, eine Entscheidung herbeizuführen. Schon jetzt scheint sich der lähmende Einfluß einer Friedenspartei im Orden geltend gemacht zu haben. Man schloß am 8. Oktober einen langfristigen Waffenstillstand, während dessen unter Vermittlung König Wenzels von Böhmen zwischen beiden Parteien verhandelt wurde. Ein Schiedsspruch, den Wenzel im Februar 1410 fällte, war aber den Polen nicht annehmbar, und es blieb keinen Augenblick zweifelhaft, daß der Krieg nach Ablauf des Waffenstillstandes, am 24. Juni, wieder ausbrechen werde.

Auf beiden Seiten wurde lebhaft gerüstet. Der Hochmeister aber konnte sich nicht entschließen, wiederum die Offensive zu ergreifen, sondern richtete seinen Kriegsplan dahin, den Angriff der Gegner, denn daß nunmehr auch Witowd auf dem Plane erscheinen werde, ließ sich unschwer voraussehen, gestützt auf die festen Burgen und Städte Preußens, in einer Verteidigungsstellung abzuwarten. Er ließ daher an den langgestreckten Grenzen des Ordensgebietes von der Warthe bis zur Memel die Burgen in Stand setzen und bemühte sich ein Heer aufzubringen, mit dem er auch einem kraftvollen Angriffe der vereinigten Polen und Litauer Widerstand leisten zu können hoffen durfte. Außer den eigentlichen Ordenstruppen, dem Aufgebote des Landadels und der Freien sowie der wehrpflichtigen Bürger aus den Städten, wurden, wie auch schon im Vorjahre, jedoch in noch größerem Umfange, Söldner in Pommern, Schlesien und im Reiche angeworben. Zum Sammelpunkt des Heeres war Schwetz bestimmt, weil man den Angriff der Feinde von Großpolen her erwartete und den von Deutschland heranziehenden

Söldnern westlich der Weichsel die Hand bieten wollte. Abgesehen von den Besatzungen der Burgen mag das Heer, welches der Orden auf die Beine brachte, etwa 14 000 bis 15 000 Streiter umfaßt haben. Die ungeheuerlichen Zahlen, die durch die mittelalterlichen Chroniken überliefert sind und noch bis in die neueste Zeit in sonst ernsthaften Werken spuken, stehen in Widerspruch mit allen realen Verhältnissen im Ordenslande, mit der Stärke des Ordens selbst, der Bevölkerungszahl Preußens und den Bedingungen, von denen im Mittelalter wie heute Aufstellung, Unterhaltung und Verwendung eines Heeres abhängig waren.

In Polen hatte der Verwüstungszug des Ordens im Jahre 1409 einen tiefgehenden Eindruck hinterlassen. König Wladislaw fand daher bei seinen Untertanen ein ungewohntes Maß von Bereitwilligkeit und Eifer, als er zum neuen Kampfe rüstete. Und er war entschlossen, diesmal sein Land einem Einfalle des Ordensheeres nicht wieder auszusetzen. Im Gegenteil, er gedachte ganz und gar andere Bahnen einzuschlagen, als sie sonst im mittelalterlichen Kriegswesen üblich waren. Statt den Gegner durch Plackerei mit Raub und Brand, durch Wegnahme von Burgen und Städten, Überfälle und Hinterhalte im Kleinkriege mürbe zu machen und zur Nachgiebigkeit zu zwingen, entschloß er sich, ihn diesmal mit einem einzigen gewaltigen Stoße über den Haufen zu rennen und für immer unschädlich zu machen, womöglich völlig zu vernichten. Das war ein wahrhaft großer Gedanke; es ist gleichgültig, ob er dem Hirne Wladislaws selber entsprungen ist oder aus seiner Umgebung stammte oder ob ihn der Großfürst von Litauen zuerst auf die Bahn brachte. Ist es doch schon ein Großes, daß der König diesen Gedanken vollkommen begriff, mit Nachdruck vorbereitete und mit höchster Folgerichtigkeit ins Werk setzte. Es ist nichts verkehrter, als sich den König Wladislaw als einen bigotten, salbadernden, nicht übermäßig mutigen und schon etwas altersschwachen Greis vorzustellen, der eigentlich nur ganz zufällig die Schlacht bei Tannenberg gewonnen habe. Diese schiefe Auffassung, die durch Voigts Darstellung hervorgerufen wird, hat selbst den Geschichtsschreiber Polens, Jacob Caro, noch beeinflußt, der sich zwar darüber klar ist, daß die Gegner des Ordens „mit beispielloser Besonnenheit, Planmäßigkeit und Machtkonzentration auftraten", dem Könige aber doch eine planlose Friedfertigkeit und fast gänzlich passive Rolle zuschreibt. Die gerühmten Eigenschaften aber pflegt man in der Regel doch eher bei hervorragenden Persönlichkeiten zu finden, als bei den meistens in ganz anderen Bahnen sich be-

wegenden Magnatenversammlungen des zügellosen polnischen Kriegsadels. Wir werden uns daran gewöhnen müssen, unparteiisch zu urteilen und in Wladislaw einen geschickten Diplomaten und tatkräftigen Feldherrn zu erkennen, dem der Orden trotz aller unbestrittenen Ritterlichkeit Ulrichs von Jungingen keinen gleichwertigen Gegner gegenüberzustellen hatte; dagegen hatten auch die Litauer das Glück, an ihrer Spitze einen Fürsten zu sehen, dessen Mut, Tatkraft und Klugheit weit über das gewöhnliche Maß hervorragten.

Man kann sich die Schwierigkeiten gar nicht groß genug vorstellen, die überwunden werden mußten, um ein Heer von der Größe, wie es dem Plane Wladislaws entsprach, im mittelalterlichen Polen auf die Beine zu bringen, zu versammeln, zu unterhalten. Die Streitkräfte, welche das Aufgebot in dem eigentlichen Polen ergab, waren bei weitem nicht ausreichend. Der König hatte aber nicht nur die Herzöge von Masovien für diesmal zur Teilnahme am Kriege gewonnen, sondern auch aus den russischen Ländern und sogar aus der Moldau, Walachei und Bessarabien bedeutende Hilfstruppen herangezogen. Außerdem aber warb auch er, ebenso wie der Orden, zahlreiche Söldner an, meistens Leute slavischer Nationalität aus Böhmen und Mähren. Ebenso verstärkte Witowd seine litauischen Scharen durch heidnische Samayten und schismatische Russen, selbst eine größere Anzahl Tataren sollen als Verbündete ihm zugezogen sein. Die Zahlenangaben der Chronisten über das vereinigte polnisch-litauische Heer sind noch übertriebener als diejenigen über die Streitkräfte des Ordens. Daß die Polen und Litauer bei Tannenberg bedeutend zahlreicher waren als die Deutschen, gesteht aber selbst der Pole Dlugoß zu. Wir werden wohl nicht fehl gehen, wenn wir bei vorsichtiger Schätzung die Menge der polnischen Streiter, welche ins Gefecht kamen, auf rund 20 000 veranschlagen, für mittelalterliche Verhältnisse ein außerordentlich großes Heer. Mit welcher Umsicht die Aufbringung dieser Truppenmasse betrieben und alle Einzelheiten geordnet waren, geht daraus hervor, daß König Wladislaw pünktlich am 24. Juni, dem Tage des Ablaufs des Waffenstillstands, mit den aus Kleinpolen und den Nachbargebieten Aufgebotenen und den geworbenen Söldnern bei Wolborz, unweit von Petrikau, bereit stand. Von Westen her waren die Großpolen im Anmarsch, von Osten die Scharen Witowds, und nördlich standen die Masovier bereit. Wenn der König ja noch die Sorge gehegt hatte, ein zeitiger Angriff des Ordens könne die Vereinigung mit seinen Verbündeten verhindern oder wenigstens erschweren, so wurde er deren über-

hoben durch eine ungarische Gesandtschaft, die nach natürlich nutzlosen neuen Vermittlungsversuchen mit Vorwissen des Hochmeisters eine Verlängerung des Waffenstillstands um 10 Tage anbot. Nun war die Vereinigung der Verbündeten gesichert. Der König marschierte sofort nordwärts und erreichte nach vier Tagen die Weichsel bei dem Kloster Czerwinsk, wo er sich mit den Großpolen vereinigte und am nächsten Tage den Fluß überschritt, auf einer Brücke, die durch ihre sorgfältige und bequeme Anlage das Staunen der Zeitgenossen hervorrief. Am nördlichen Ufer der Weichsel konnte er bereits am 30. Juni dem Großfürsten von Litauen die Hand reichen, der sein Heer längs dem Narew herangeführt hatte.

Die Nachricht von der Vereinigung der Polen und Litauer überraschte den Hochmeister; sowohl Wladislaw als auch Witowd hatten ihre Vorbereitungen so sorgfältig verschleiert, daß keine Kunde von ihren Absichten nach Preußen gedrungen war, erst die ungarischen Gesandten brachten den Ordensherren bestimmte Nachricht. Wenn nun auch der Späherdienst des Ordens diesmal versagt hatte, so ist doch die Schlagfertigkeit seiner Truppen nicht zu unterschätzen, denn in wenigen Tagen gelang es dem Hochmeister, dieselben von Schwetz und von Marienburg her zur Verteidigung der Südgrenze des Kulmerlandes bei Kauernick an der Drewenz zu konzentrieren. Denn das lag auf der Hand, ein feindliches Heer, das bei Czerwinsk die Weichsel überschritten hatte, konnte keine andere Absicht haben, als geradewegs in nördlicher Richtung durch das Kulmerland auf die Marienburg selbst loszugehen; um ihm mit Erfolg diesen Weg zu verlegen, bot sich der Ordensleitung kein besseres Mittel, als die energische Verteidigung der Drewenzlinie. Die schwierigen Übergänge über diesen Fluß waren größtenteils durch feste Burgen oder Städte gedeckt, die wenigen andern ließen sich unschwer befestigen und mit den Feldtruppen verteidigen. Falls aber der Gegner nach Nordosten abbiegen wollte, bot wieder ein Nebenfluß der Drewenz, die Welle, mit breiten, sumpfigen Wiesentälern, ein schwer zu überwindendes Hindernis für einen so großen Heereskörper. Der Hochmeister ließ den Flußübergang bei Kauernick stark befestigen und erwartete hier den Anmarsch der Feinde.

König Wladislaw war in der Tat von Czerwinsk nach kurzem Aufenthalt nordwestwärts gerückt, und strebte der preußischen Grenze zu. Auf dem Marsche näherten sich ihm noch einmal die ungarischen Gesandten und machten Vermittlungsvorschläge, die selbstverständlich zurückgewiesen wurden. Hierauf übergaben sie die Kriegserklärung König Sigismunds.

der dem Orden, falls er angegriffen würde, seine Hilfe zugesagt hatte. Das kam den Polen weder unerwartet, noch war es von irgendwelchem Einflusse auf den Gang ihrer Operationen, denn einen ernsthaften Angriff Sigismunds brauchte man nach Lage der Dinge in Ungarn nicht zu fürchten, und gegen bloße Demonstrationen mit Einfällen an der Südgrenze waren bereits vorsorgliche Maßregeln getroffen.

Am 9. Juli überschritt das polnisch-litauische Heer die Grenze des Ordensstaates in der Nähe von Lautenburg, das drei Meilen südöstlich von Kauernick liegt. Es geschah mit allem kriegerischen Pomp unter Entfaltung der Banner und Fahnen, und der König ernannte bei dieser Gelegenheit den Schwertträger von Krakau, Zyndram von Maskowicze zum Feldherrn der eigentlich polnischen Truppen. Erst am Tage vorher hatten die beiden Herzöge von Masovien und alle fremden Herren und Ritter, die sich dem Könige angeschlossen hatten, dem Hochmeister ihre Absagebriefe geschickt. Über Lautenburg rückten einzelne Abteilungen des polnischen Heeres noch etwa eine Meile nordwestlich in der Richtung auf Kauernick, wohl um zu versuchen, ob man den Gegner nicht vielleicht aus seiner festen Stellung herauslocken könne. Als dieser sich aber nicht rührte, entschloß sich der König, die Drewenzpassage aufzugeben, wandte sich sofort östlich und erreichte nach einem außerordentlich langen und beschwerlichen Tagemarsche die Gegend von Soldau. Diese Rechtsschwenkung erfolgte nicht, weil man die Feinde täuschen wollte, sondern weil eben das unpassierbare Tal der Welle eine nordöstliche Marschrichtung, die sonst geeigneter gewesen wäre, um die Drewenzquellen zu umgehen, nicht zuließ. Man bediente sich in ausgiebigster Weise preußischer Führer, die seit dem Winter bereits in polnischen Diensten waren und die Heeresleitung natürlich auch über die brauchbarsten Wege nach Marienburg, in das Herz der Gegner, unterrichtet hatten. Wiederum ein Beweis für die sorgfältige Vorbereitung des Krieges.

Wenn nun auch die Ordensleitung lange nicht in dem Maße über den Gegner unterrichtet war, wie dieser über ihre Stellung, so darf man sie doch nicht mit den polnischen Chronisten und ihren Nachbetern für so töricht halten, daß sie jene Schwenkung des königlichen Heeres für einen fluchtartigen Abzug angesehen hätte. Im Gegenteil, der Hochmeister durchschaute sofort den Plan des Königs und bewegte auch sein Heer, wenn auch zunächst langsamer, da er sich auf der inneren Linie befand, nach Osten, um abermals dem Feinde, sobald er sich, wie zu erwarten war, wieder nach Norden wandte, den Weg zu

verlegen. In der Tat marschierte der König am 13. Juli von Soldau stracks nordwärts auf Gilgenburg und bezog am Nachmittage wenige Kilometer südlich davon das Lager. Gegen Abend erstürmten die Polen, wie Dlugoß behauptet, gegen den Willen des Königs, die Stadt, die angefüllt war von dem Landvolke der Umgebung, das mit Hab und Gut hinter den festen Mauern Zuflucht gesucht hatte. Die Deutschen setzten sich herzhaft zur Wehr, aber die ungeheure Menge der Feinde überflutete bald Gräben und Mauern. Mit entsetzlicher Roheit hausten die Polen unter der unglücklichen Bevölkerung, niemand wurde geschont, Männer, Weiber und Kinder teuflisch hingeschlachtet. Selbstverständlich ging auch die ganze Stadt, nachdem sie rein ausgeplündert war, in Flammen auf.

Merkwürdiger Weise erreichte die Kunde von diesen Greueln das Ordensheer, dessen Hauptquartier sich in Löbau befand, erst am nächsten Abend. Man kann sich eine solche Verzögerung nur dadurch erklären, daß die leichten Reitervölker, aus denen sich die Bundesgenossenschaft der Polen und Litauer zum großen Teil zusammensetzte, so dicht die Gegend durchschwärmten, daß die wenigen Flüchtlinge aus Gilgenburg nur mit unsäglicher Mühe einen Weg nach Löbau zu finden vermochten. Der Zorn des ganzen deutschen Heeres über das entsetzliche Schicksal Gilgenburgs war groß, und der Hochmeister fand allgemeinen Beifall, als er seinen Entschluß verkündete, bei Morgengrauen einen Gewaltmarsch anzutreten, um dem Feinde den Weg nach Norden zu verlegen und weitere Verwüstungen der preußischen Lande unmöglich zu machen. Freilich, die Umstände gestalteten sich nicht gerade günstig. Die vorhergehenden Tage hatten Mann und Roß durch drückendste Hitze ermüdet, in der Nacht fegte ein wilder Gewittersturm über das Lager und raubte den Truppen den Schlaf, ohne aber die ersehnte Abkühlung zu bringen. Infolge des Unwetters war man auch genötigt nüchtern, ohne gefrühstückt und gefüttert zu haben, aufzubrechen. Der Marsch ging in ziemlich gerader Richtung nach Osten, also immer gegen die Sonne, indem man die Kernsdorfer Höhen links liegen ließ, auf Seemen zu, wo sich ein schwieriges Defilee befand, das von dem großen Damrausee und dem damit durch das Semnitzfließ verbundenen nördlicher liegenden Dombrowosee gebildet wurde. Da Seemen nicht mehr als 4½ Kilometer von Gilgenburg entfernt ist, nimmt es eigentlich Wunder, daß das Ordensheer den Engpaß, ohne vom Feinde behindert zu werden, durchschreiten konnte. Wir werden sehen, daß der Grund hierfür in den vorsichtigen Maßnahmen König Wladislaws lag. Erst als

die Vorhut des Ordens aus dem Dorfe Grünfeld auf das freie Feld rückte, wurde sie feindlicher Reiter ansichtig. Zwar war das Gelände gegen Süden wenig übersichtlich, und es ließ sich nicht wahrnehmen, was man an feindlichen Truppen vor sich habe, aber es konnte kein Zweifel obwalten, daß hinter den Anhöhen und Bodenwellen bei Ludwigsdorf und im Schatten der zu beiden Seiten des Ortes sich hinziehenden Waldungen die Hauptmacht der Polen und Litauer sich aufhielt. Die Ordensleitung ließ daher, während die Vorhut auf dem Felde zwischen Grünfeld und Tannenberg im Sonnenbrande wartete, das ganze Heer in Schlachtordnung aufziehen. Das nahm umsomehr Zeit in Anspruch, da der ganze lange Zug durch den engen Paß von Seemen sich hindurchwinden mußte und die unbeholfenen Geschütze in die Front gebracht wurden. Ein großer Teil des Heeres mußte auf diese Weise ohne Gelegenheit zu Erholung und Erfrischung nach dem heißen Marsche gefunden zu haben, lange Zeit — wohl an drei Stunden, in der gewitterschwülen Hitze, unter dem Drucke der Rüstungen, untätig ausharren. Wenn der Ordenschronist der Ansicht Worte gibt, daß ein frisch-fröhlicher Angriff auf den Feind beim ersten Anblick die beste Aussicht auf Erfolg geboten habe, so beruht das auf einer argen Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse, die dazu keine Möglichkeit boten.

Auf Seiten der Polen war die Entwickelung der Dinge eine weit günstigere. Der König selbst war am 14. Juli südlich von Gilgenburg ruhig liegen geblieben und hatte, wohl durch Kundschafter und Patrouillen von der Bewegung des Ordensheeres nach Osten unterrichtet, gegen Abend seine gesamte Macht in unmittelbarer Nähe seines Hauptquartiers gesammelt und auf das Strengste im Lager zusammen gehalten, einerseits um sie vor unvorbereiteten Zusammenstößen, deren Folgen sich nicht absehen ließen, zu bewahren, andererseits damit die Truppen für den weiteren Marsch am kommenden Tage sich gehörig ausruhen konnten. Es war ihnen auch eine ruhigere Nacht beschieden als dem Ordensheere, erst gegen Morgen begann es zu regnen und zu stürmen. Als der König vor dem Aufbruche in seinem Zelte die Messe lesen lassen wollte, verhinderte dies der Sturm. Gegen 6 Uhr morgens brach man in der Richtung nach Norden auf; natürlich nicht durch den von den kohlenden Trümmern Gilgenburgs versperrten schmalen Paß zwischen dem großen und kleinen Dameraufee, der das große Heer stundenlang aufgehalten haben würde, sondern östlich vom großen Dameraufee in nördlicher Richtung geradeaus. Großfürst Witowd mit seinen Litauern hatte die Vorhut. Um

gegen jede Überraschung gesichert zu sein, ließ der König bereits nach einem kurzen Marsche von 10 bis 12 Kilometern den Haupttrupp Halt machen und befahl, südlich von Ludwigsdorf auf unebenem, von Hecken und Waldstücken durchzogenem Gelände das Lager aufzuschlagen. Er selbst ließ sein Zelt auf einem Hügel errichten, von dem aus man im Osten den Laubensee sah, und schickte sich an, die Messe zu hören. In diesem Augenblicke meldeten Reiter vom Vortrabe, daß man mit dem Feinde Fühlung habe. Sowohl die polnischen als auch die preußischen Chronisten berichten, daß diese Nachricht den Polen überraschend gekommen sei. Der großen Menge und den Schreibern gewiß, aber der polnischen Heeresleitung sicherlich nicht. Das beweisen nicht nur die Vorsichtsmaßregeln am vorhergehenden Tage und der so früh abgebrochene Marsch, sondern auch das Verhalten des Königs in diesem wichtigen Augenblicke.

Nichts ist lächerlicher, als ihn deshalb, wie es so oft geschehen ist, der Feigheit und Bigotterie zu zeihen. Im Gegenteil, Wladislaw handelte mit überlegener Ruhe und Bestimmtheit, nun, wo es galt, den unvermeidlichen, aber mit so viel Sorgfalt vorbereiteten Waffengang zu tun. Die Gefahr schien nahe zu liegen, daß das polnische Heer, das gerade mit dem Aufschlagen des Lagers beschäftigt war, angegriffen würde, ehe es sich rüsten und in Schlachtordnung aufstellen konnte. Nichts konnte daher dem Könige unwillkommener sein, als ein vorzeitiger Ausbruch des Kampfes, der die Ausnutzung der numerischen Überlegenheit der Verbündeten gehindert haben würde. Deshalb mußte vor allen Dingen volle Ruhe bewahrt werden. Und das erzwang Wladislaw indem er zwar einige Fähnlein zur Beobachtung des Gegners aussandte und sowohl seinen eigenen als auch Witowds Truppen den Befehl erteilen ließ, sich zu rüsten und zu satteln, im übrigen aber sich nicht abhalten ließ, die begonnene Messe zu Ende zu hören, sogar noch mehrere weitere lesen zu lassen und lange Zeit vor seinem Feldaltare in inbrünstigem Gebete zu verweilen. Unerschüttert ließen ihn die sich überstürzenden Nachrichten von der Annäherung des Feindes, vergeblich mahnte ihn der unruhige Witowd, der die Aufstellung seiner Truppen schon beendet hatte, nicht eher erhob sich Wladislaw, als bis er sicher war, daß auch die polnischen Geschwader von Zyndram von Maskowicze geordnet und kampfbereit waren. Nun erst brach er den Gottesdienst ab, bestieg, glänzend gerüstet seinen Streithengst und sprengte auf einen nahegelegenen Hügel, um von dort aus die feindliche Schlachtreihe in Augenschein zu nehmen. Der Aufmarsch des Ordensheeres war vollendet, seine Linie erstreckte sich zwischen

Grünfeld und Tannenberg auf dem Kamme einer sich gegen Süden sanft abdachenden Bodenwelle. Auch die polnisch-litauischen Schlachtreihen standen geordnet auf einer mäßigen Anhöhe den Deutschen gegenüber, so daß sich zwischen beiden eine flache Senkung hinzog, doch blieben die Polen den Blicken der Gegner teilweise jedenfalls durch Hecken und Gehölze entzogen. Wenn auch schon Zusammenstöße einzelner Plänkler mehrfach stattgefunden hatten, und sich häufig wiederholten, so zögerte der König doch immer noch, das Zeichen zum Kampfe zu geben. Er gab zwar das Schlachtgeschrei aus, für die Polen „Krakau" und für die Litauer „Wilna", dann aber ritt er langsam die Reihen seines Heeres ab und nahm sich die Muße, an der zahlreich herzudrängenden ritterlichen Jugend eigenhändig die Zeremonie der Schwertgürtung vorzunehmen, die dem feierlichen Ritterschlage entsprach.

Auf der Gegenseite, in den Reihen des Ordensheeres, die mit dem Gesicht nach Süden gewandt unter der glühenden Hitze litten, wuchs die Ungeduld mehr und mehr. Ebenso wie der König, mochte auch der Hochmeister sich nicht entschließen zum Angriffe zu schreiten, selbst nachdem seine Fähnlein und Schlachtreihen geordnet waren. Einerseits war er sich bewußt, daß sein Heer dem polnisch-litauischen an Zahl bei weitem nicht gewachsen war, und das Gerücht wird jedenfalls die Menge der Feinde noch gewaltig übertrieben haben, anderseits fürchtete er, beim Vorrücken seine Schlachtreihen Umflügelungen auszusetzen, oder Hinterhalten, die in den die feindliche Front mehrfach verschleiernden Waldstücken verborgen sein mochten. Wenn er dagegen den Angriff des Feindes abwartete, so zwang er diesen nicht nur, seine Karten aufzudecken, sondern konnte sich auch von den in seiner Front aufgestellten Geschützen und den verhältnismäßig zahlreichen Armbrust- und Bogenschützen bedeutenden Vorteil versprechen. Daß Ulrich von Jungingen aus Unentschlossenheit und Mutlosigkeit so lange gezaudert habe, ist ebenso törichte Erfindung urteilsloser Skribenten, wie die bereits gekennzeichneten unzutreffenden Bemerkungen über den König Wladislaw. Wenn auch zugegeben werden muß, daß die Heeresleitung der Polen in dem ganzen Feldzuge tatkräftiger, klüger und folgerichtiger vorging, als die des Ordens, so darf man der letzteren deshalb doch weder die landläufige kriegerische Erfahrung, noch einen hervorragenden persönlichen Mut absprechen. Da nun aber die Polen keine Miene machten anzugreifen, und die Situation für das Ordensheer immer peinlicher wurde, kam man auf einen seltsamen Ausweg. Auf den Rat einiger chevaleresker Ordensgäste faßte man den Be-

schluß, den König Wladislaw und den Großfürsten Witowd feierlich durch Herolde zum Kampfe herauszufordern. Der Ordensmarschall entsandte also den Herold des pompösen Königs Sigismund und den des Herzogs Kasimir von Stettin zu den Polen, um die Herausforderung zu überbringen. Der König empfing die beiden Herolde in Gegenwart des Großfürsten Witowd, den er schleunigst hatte herbeirufen lassen, nahm die beiden blanken Schwerter, welche sie feierlich überreichten, als gutes Vorzeichen dankend entgegen und erklärte sich ebenso feierlich bereit, den Kampf aufzunehmen. Die Wahl des Kampfplatzes, die man ihm anheimstellte, erklärte er hier wie auch sonst seinen christlichen Standpunkt kräftig betonend, der göttlichen Vorsehung überlassen zu müssen. Das konnte er um so leichter, als es ja in der Tat keiner Wahl mehr bedurfte. Später ist von den Polen diese Herausforderung als verletzender Übermut hingestellt worden, durch den erst der fromme, friedliebende König zum Kampfe genötigt worden sei. Das gehört zu den vielfachen lügenhaften Verschleierungen der Tatsachen, mit denen man polnischerseits den Orden vor dem Konstanzer Konzil ins Unrecht zu setzen versuchte, in der Tat aber nur dazu beitrug, das Bild des tatkräftigen und klugen Königs zu dem Popanz von Bigotterie und Feigheit zu verzerren, als welcher er in so vielen späteren Schriften erscheint. Ohne Zweifel aber war die Entsendung der Herolde von seiten des Ordens weit davon entfernt, eine Handlung des Übermuts zu sein, vielmehr lediglich ein Akt der Verlegenheit, der das Heer aus einer nachgerade unerträglich werdenden Situation befreien sollte.

Sobald die Herolde ihr Gewerbe verrichtet hatten, sandte der König sie zurück und gab seinen Truppen das Zeichen zum Angriffe. Sofort rückte das Heer auf der ganzen Linie vor, indem die Polen das alte fromme Marienlied Bogarodzicza anstimmten, dessen gewaltige Melodie sie so manches Mal zum Kampfe begeistert hatte. Auf dem rechten Flügel drängte Witowd, der schon lange seine Ungeduld nur mit Mühe gezügelt hatte, ungestümer vorwärts und stieß zuerst mit dem Gegner zusammen.

Der Donner der preußischen Geschütze begrüßte die Angreifenden, während sie die nicht sehr bedeutende Bodensenkung durchschritten, welche die beiden feindlichen Heere trennte. Aber es war, wie der Chronist richtig bemerkt, eitler Lärm, denn die wenigen Geschosse, die in die Reihen des Gegners geschleudert wurden, hielten diesen nicht auf, und schon nach dem zweiten Schusse verstummten die Geschütze gänzlich. Auch die Armbruster und Bogner des Ordens scheinen nicht den erwarteten Erfolg gehabt zu haben, denn es geschieht ihrer weder in

preußischen noch in polnischen Quellen Erwähnung. Der Grund für diesen Mißerfolg dürfte weniger in der Witterung zu suchen sein, es wird berichtet, daß gerade in diesem Augenblicke ein leichter Regen niederging, als in dem Umstande, daß die Reitergeschwader des Ordens sich nicht mehr halten ließen und ungestüm den Gegnern entgegensprengten. Dadurch verbot sich das Feuern der in der Front stehenden Geschütze von selbst und auch die Schützen mußten sich zurückhalten, bis sich in der Vereinzelung des Kampfes wieder Gelegenheit zur Verwendung finden mochte. Der Gegenstoß der Ordensreihen gebot dem Vordringen der Litauer und Polen Einhalt. Heftig tobte der Kampf in der Senkung hin und her. Sehr bald wurde der rechte Flügel der Litauer geworfen, und von den leichtbewaffneten Horden ihrer heidnischen Bundesgenossen ergriffen viele die Flucht. „Von den gnadin des herrin worden sy vor fuse weggeslagin", sagt der Ordenschronist. Wenn es auch Witowd sehr schnell gelang, die Reihen seiner Kerntruppen wiederherzustellen, so gewann doch die Leitung des Ordensheeres die Überzeugung, daß die Schwäche der Feinde im rechten Flügel lag, während sich die Polen, die in Ausrüstung und Kampfesweise den deutschen Rittern annähernd gleichkamen, auf dem linken Flügel ihren Gegnern gewachsen zeigten, noch ehe sie alle Kräfte ins Treffen geführt hatten. Der Hochmeister ließ daher, um die Litauer mit einem Schlage aufrollen und dann seine ganze Kraft gegen die Polen wenden zu können, den linken Flügel des Ordensheeres erheblich verstärken. Und nun gewann derselbe in der Tat immer mehr Boden. Die Litauer und Russen wichen zurück und, wiewohl Witowd persönlich unermüdlich das Seinige tat, um den Kampf wiederherzustellen, nach Verlauf von etwa einer Stunde befand sich der litauische Flügel in voller Auflösung, die bald in wildeste Flucht ausartete. Nur drei Fähnlein Smolenskianer hielten mutig stand; zwei von ihnen wurden gänzlich aufgerieben, das dritte fand Rettung, indem es von den Polen zur Linken aufgenommen wurde. Hätte jetzt die Leitung des Ordensheeres alle ihre Truppen in der Hand behalten, so wäre der Sieg zweifellos gewesen. Denn als auf dem siegreichen linken Flügel der Deutschen das Siegeslied erscholl „Christ ist erstanden", stimmten die übrigen Streiter mit ein und erschütterten mit gewaltigem Anprall die polnische Schlachtlinie. Dreimal machte der Hochmeister, der an der Spitze seiner Ritter focht, durch die Reihen der Polen „die Kehre", d. h. er durchbrach sie kämpfend und jagte dann, rechts und links vernichtende Schläge austeilend, wieder zurück. („der meister mit den synen slugin sich

drystunt (dreimal) dorch mit macht"). Schon war das große königliche Banner in den Staub gesunken, und es bedurfte der größten Anstrengungen der Polen, um es wieder aufzurichten. Die unter dem Georgsbanner fechtenden böhmischen Söldner des Königs gaben bereits das Treffen verloren und zogen sich in den nächsten Wald zurück. Nun aber zeigte sich die Wirkung der besseren Oberleitung und der numerischen Überlegenheit auf seiten der Polen. Dem Ordensheere erwies sich die an sich richtige Verstärkung des linken Flügels als verderblich, da seine Führer es nicht verstanden, ihre Reiter zusammenzuhalten, sondern es geschehen ließen, daß dieselben sich, Beute und Gefangene machend, bei der Verfolgung der Litauer gänzlich verzettelten und infolgedessen nicht rechtzeitig zur Unterstützung des rechten Flügels gegen die Polen eingesetzt werden konnten.

König Wladislaw aber, so sehr ihn auch die ritterliche Tradition und persönlicher Mut dazu drängte, ebenso wie auf der Gegenseite der Hochmeister, an der Spitze seiner Truppen selbst mit zu kämpfen, war auf Wunsch seiner Räte und Offiziere hinter den Schlachtreihen in sicherer Stellung auf einem Hügel zurückgeblieben, von wo aus er den Gang des Kampfes verfolgen konnte. Dadurch war er in der Lage, im entscheidenden Augenblicke durch die rechtzeitige Entsendung frischer Truppen den Kampf wiederherzustellen und darüber hinaus die bloßgegebene linke Flanke der ihm gegenüber fechtenden Deutschen zu umklammern. Bei diesen aber machte sich mehr und mehr die Ermüdung geltend. Langdauernde Schlachten zu schlagen war überhaupt nicht Sache schwergerüsteter Ritter, und die Deutschen waren zum großen Teil schon hungrig und von dem Nachtmarsche und dem darauf folgenden Aufenthalte im Sonnenbrande erschöpft in den Kampf eingetreten. Da half es auch nicht mehr viel, daß die Sieger vom linken Flügel von der Verfolgung zurückkehrten und nun den Ihrigen zu Hilfe eilen wollten. Vereinzelt und atemlos wie sie waren, wurden sie leicht von den geschlossenen Fähnlein des rechten polnischen Flügels vernichtet. Die Hauptmacht des Ordens geriet ins Wanken, schon flohen einzelne und ganze Haufen dem Lager zu. Aber es schien, als sollte die Sache des Ordens noch gerettet werden. Dem Hochmeister selbst gelang es noch einmal, eine Anzahl Fähnlein um sein Banner zu scharen und außerhalb des Gewühles zu neuem Angriff zu ordnen. Es ist nicht klar, woher er sie nahm, ob er, wie es nach der Chronica conflictus den Anschein hat, eine Reserve in einem benachbarten Gehölze bereit gehalten hatte, oder ob er sie aus dem Gefechte zurückziehen und neu formieren konnte.

Jedenfalls muß diese Schar aber eine veränderte Front eingenommen haben oder in der Lage gewesen sein, eine Schwenkung gegen den rechten Flügel der Polen zu machen, sonst konnte sich der nunmehr eintretende Zwischenfall unmöglich ereignen. König Wladislaw selbst nämlich und seine Umgebung glaubten sich durch den Angriff des Hochmeisters bedroht. Schon bei Beginn der Schlacht hatte er sein großes königliches Banner eingezogen, um nicht unnötig die Aufmerksamkeit der Feinde auf sich zu lenken, jetzt unterdrückte er auch das kleine, welches er noch zum Kennzeichen für die Seinigen beibehalten hatte, die Leibwache scharte sich enger um ihn und schickte sich an, die drohende Gefahr abzuwenden. Doch angesichts der nun gegen die Deutschen einschwenkenden Hauptfahne der Polen, um die sich der Kern ihrer Truppen gesammelt hatte, beachtete der Hochmeister das Häuflein auf dem Hügel nicht, sondern wandte sich mit allen Kräften jenen zu. Nur ein einzelner tollkühner Ritter, Diepold Köckeritz aus der Lausitz, löste sich vom Fähnlein des Hochmeisters und sprengte stracks auf den Hügel zu. Der angeblich so feige und altersschwache König legte den Speer ein und rannte, obgleich ihn seine Begleiter mit Gewalt zurückzuhalten suchten, dem kecken Angreifer entgegen. Bevor aber beide zusammenstießen, preschte der Schreiber des Königs, Sbigneus von Olesnitza, von links her an den Ritter heran und schlug ihn mit einem abgebrochenen Lanzenschafte so hart, daß er vom Pferde stürzte. Dem am Boden liegenden versetzte der König selbst einen tödlichen Stoß ins Gesicht. Inzwischen rannte der Streithaufe des Hochmeisters gegen die Hauptmacht der Polen, die sich um das große Banner scharte.

Ein harter Strauß erhob sich aufs neue. Aber es gelang den Deutschen nicht wieder, die Reihen der Polen zu durchbrechen, im Gegenteil sie wurden auf beiden Seiten überflügelt, von links her vermochte der König noch einen frischen Söldnertrupp in den Kampf zu werfen, rechts führte der unermüdliche Witowd heran, was er aus der Niederlage seiner Litauer gerettet und wieder zusammengebracht hatte. In dieser schwierigen Lage machte schnöder Verrat das Unheil in den Reihen des Ordensheeres voll. Nickel von Renys, der Bannerführer des kulmischen Adels, unterdrückte sein Banner und gab damit seinen Genossen das Zeichen zur Flucht. Das große Banner des Ordens ging verloren, ebenso das des Hochmeisters. Mitten im Gewühl sank dieser selbst tödlich getroffen zu Boden. Mit ihm fielen alle Großgebietiger des Ordens, die an dem Kampfe teilgenommen hatten, mit Ausnahme des Obersten Spittlers, Werner von Tettingen. Erschlagen lagen elf Komture, nur

zwei, die von Danzig und Balga, entkamen, zwei wurden gefangen und nach der Schlacht von den Polen umgebracht. Die führerlosen Reste der Fähnlein lösten sich in wirrer Flucht auf. Manche suchten Rettung in der Wagenburg, die hinter dem Dorfe Grünfelde aufgeschlagen war, aber die siegestrunkenen Polen erstürmten dieselbe im ersten Anlaufe. Andere gerieten auf der Flucht in die Sümpfe im Rücken von Tannenberg oder am Engpasse von Seemen und gingen dort elend zugrunde. Mit Nachdruck nahmen die Polen nach Einnahme der Wagenburg die Verfolgung auf, zumeist in der Richtung auf Vierzighufen, da instinktiv die Mehrzahl der Flüchtlinge die Anmarschstraße aufsuchte. Zahlreiche Gefangene wurden hier eingebracht. Erst die sinkende Nacht machte der Verfolgung ein Ende.

Das Heer des Ordens war vernichtet. Wie groß der Verlust an Menschen war, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Nur über die Anzahl der gefallenen Ordensritter haben wir eine zuverlässige Nachricht, sie belief sich nach dem Maastrichter Anniversarienbuche auf 205. Was an Gästen, an dienenden Brüdern, an Soldreitern und gemeinem Volke gefallen ist, entzieht sich der Berechnung. Ebenso die Zahl der Gefangenen, die in die Hände der Polen und Litauer gerieten. König Wladislaw hielt nur die hervorragendsten davon fest, die Herzöge von Stettin und von Oels, und solche Leute ritterlichen Standes, von denen ein erhebliches Lösegeld zu erwarten war. Alle andern ließ er laufen, in der richtigen Voraussetzung, daß die Einheimischen unter dem Eindrucke der fürchterlichen Niederlage Angst und Schrecken im Lande verbreiten, die Söldner aber dem Orden durch Sold- und Schadenersatzansprüche Verlegenheit bereiten würden; wie es denn auch geschah.

Drittes Kapitel. Die Folgen der Niederlage.

Der glänzende Sieg, den Polen und Litauer bei Tannenberg über das numerisch zwar schwächere, aber kriegsgewohnte und tapfere Heer der Ritter vom Deutschen Orden erfochten hatten, war kein unverdienter. Die planvollen Vorbereitungen, die geschickte Führung bis auf das Schlachtfeld, die überlegene Ruhe bei der Leitung des Kampfes, haben ihn herbeigeführt im Verein mit einer starken Übermacht, die am rechten Ort und zu rechter Zeit gesichert zu haben, aber doch auch als ein Verdienst des Kriegsherrn anerkannt werden muß. Und es schien, als solle das kühne Ziel des polnischen Kriegsplans, die völlige Niederwerfung und Vernichtung des Ordensstaates in Preußen erreicht werden.

Das ganze Land zwischen Weichsel und Passarge mit seinen festen Städten und Schlössern fiel überraschend schnell in die Hände der Sieger; nur die Marienburg war noch, dank der raschen Entschlossenheit des Komturs von Schwetz, Heinrich von Plauen, in der Lage, Widerstand zu leisten. Aber auch dieses Haupthaus des Ordens, bisher noch nie im Kampf erprobt, werde nicht lange sich halten können, so meinten nicht nur die siegestrunkenen Polen, sondern auch die von Panik erfaßten Stände Preußens, die Landesbischöfe, der Adel des flachen Landes, die großen Städte Elbing, Thorn, Danzig und Braunsberg, und alle beeilten sie sich, dem Könige Wladislaw zu huldigen. Und wie ernst die Städte das meinten: nicht nur einzeln zeigten sie sich bereit, dem Fremden sich zu unterwerfen, sondern auch gemeinsam als Landstände, wie sie bisher ihrem alten Landesherrn, dem Orden, gegenüberzutreten gewohnt gewesen waren, kamen sie vor den Eroberer, um sich ihre Sondervorteile auszubedingen, um mit schmählicher Habsucht die Besitztümer und Regalien des gestürzten Ordens zu erbetteln. Aber man hatte sich doch wesentlich über die Widerstandskraft des weitwurzelnden Ordensstaates getäuscht. Die tapfere Verteidigung der Marienburg durch Heinrich von Plauen ermöglichte es, daß der Orden nicht nur aus dem Mutterlande durch die Neumark Hilfe an Rittern und Söldnern sowie Freunden seiner Sache, die „um Gotteslohn" zuzogen, erhielt, sondern auch aus Livland der Landmeister mit frischen Streitkräften zum Entsatze herbeieilen konnte. Ihm schlossen sich die treugebliebenen Bewohner des nordöstlichen Preußens an. Nun gelang es dem Könige Wladislaw nicht länger, seine Heerscharen vor Marienburg zusammen zu halten. Der Großfürst Witowd mit seinen Litauern rückte dem Landmeister entgegen, anstatt aber zu kämpfen, ließ er sich zum Abmarsch bewegen; ihm folgten die masovischen Herzöge mit ihren Truppen, und binnen kurzem mußte auch Wladislaw die Belagerung abbrechen, ja schließlich in fluchtartiger Eile das Land verlassen, das er schon als sichere Beute betrachtet und an seine Getreuen verteilt hatte. Ebenso schnell, wie er niedergeworfen war, stand der Orden wieder auf den Füßen, organisierte sich neu, wählte den tapferen Verteidiger der Marienburg zum Hochmeister und nahm die verlorenen Burgen und Städte wieder in Besitz.

Am 11. Februar 1411 ward zu Thorn zwischen den kriegführenden Parteien ein „ewiger" Frieden geschlossen, der dem Orden alles Verlorene zurückgab bis auf Samayten, das Wladislaw und Witowd auf Lebenszeit verbleiben, hernach aber auch wieder an den Orden zurückfallen sollte. Das einzige,

was Polen unmittelbar davontrug, war eine bare Kriegsentschädigung von allerdings bedeutender Höhe.

Wenn das aber der ganze Erfolg des Feldzuges für Polen war, dann bedeutete der Sieg von Tannenberg eigentlich nichts weiter als eine gewonnene Feldschlacht, war der mit so großen Erwartungen unternommene Krieg im Grunde ein Fehlschlag? In der Tat, wie jedes Unternehmen, das sein Ziel nicht erreicht. Trotz aller sorgsamen Vorbereitung hatte König Wladislaw den Fehler begangen, die Stoßkraft seines Reiches zu überschätzen, weil er die lähmenden Elemente, die in demselben wirksam waren, unterschätzt hatte. Weder war Litauen eng genug verbunden, um mehr als die allernächsten eigenen Zwecke im Bündnis mit Polen zu verfolgen, noch war des Königs Gewalt über die Teilfürsten groß genug, um sie an die Ziele des Gesamtreichs zu fesseln, vor allen Dingen aber war Wladislaw in Polen selbst nicht dermaßen Herr über den Kriegerstand, die Adelskommunitäten der Woywodschaften von Groß- und Kleinpolen, daß er sie länger als für einen gut bezahlten Sommerfeldzug an die Fahnen hätte fesseln können. Der so augenfällige nationale Stolz des polnischen Adels war doch im Grunde nichts weiter als ein Blendwerk nationalen Hochmuts und der Habgier, zu wirklichen Opfern für die Allgemeinheit vermochte er ihn nicht zu begeistern.

Da der faule Frieden von 1411 die Gegensätze nicht gemindert und die Streitpunkte nicht aus der Welt geschafft hatte, hat König Wladislaw noch öfter mit dem Orden Krieg geführt, aber nie wieder auch nur den Versuch gemacht, eine volle Entscheidung mit den Waffen zu erzwingen. Wie dem Feldzuge von 1410, so ist auch seinen späteren stets ein Angriff von seiten des Ordens vorhergegangen; nur die Rache, welche die davon Betroffenen suchten, vermochte den polnischen Adel zu gemeinen Zwecken in genügender Anzahl auf die Beine zu bringen. Es hat nicht an den Polen gelegen, daß dennoch die Schlacht bei Tannenberg dem Orden zum Verderben ausgeschlagen ist.

Die Niederlage des Ordens entfesselte den verderblichen Gegensatz zwischen Landesherrschaft und Ständetum in Preußen. Die Felonie der Prälaten, der großen Städte und eines Teiles der Ritterschaft deckte die verborgene Schwäche des Ordensstaates auf, zeigte, daß die staatliche Geschlossenheit, die ihn in ihrer ruhigen Würde vor allen anderen Staatengebilden seinerzeit so sehr auszeichnete, schließlich auch nur hohler Schein geworden war. Wenn man sich in das Gedächtnis ruft, wie der Orden im Zeitalter Kaiser Friedrichs II., des ersten großen Schöpfers einer zentralen Staatsgewalt, mit allen Bedingungen

zur Begründung eines starken Einheitsstaates ausgestattet war, wie er aus eigener Kraft diesen Staat schuf, mit unendlicher Sorgfalt sein Verhältnis zu den Prälaten, den Städten, den Lehnsleuten und Bauern regelte, so muß man mit Staunen sehen, wie sich über alle Voraussicht hinweg das Ständetum aus den aus der deutschen Heimat mitgebrachten Keimen unwiderstehlich entwickelt; eine erschütternde Predigt, daß es den Menschen nicht gegeben ist, künstlich zu schaffen, was nicht nach menschlichem Ermessen, sondern nach eigenen Gesetzen organisch sich bildet, Volkstum und Staat.

Das mittelalterliche Ständetum aber war stets der schlimmste Feind der Zusammenfassung aller Kräfte im Staat auf ein gemeinsames Ziel. Ihm fehlten die Begriffe, die dem modernen Menschen in Fleisch und Blut übergegangen sind: die Begriffe nationaler Ehre und nationaler Pflicht. Es kennt nur verbriefte Rechte und bestenfalls die damit verbundenen Gegenleistungen, darüber hinaus regiert lediglich der Eigennutz. So sehen wir im Ordenslande die Städte groß und mächtig werden unter unermüdlicher Förderung durch den Orden selbst, überall, wo sie seine Hilfe begehren, sonst läßt er ihnen Freiheit und Selbstverwaltung in einem anderswo unbekannten Maße. Die groß und mächtig gewordenen unterstützt er in ihren Monopolbestrebungen, ihren angemaßten Stapelrechten, ihrer eigennützigen Zollpolitik, ihrer herrschsüchtigen Vergewaltigung der Fremden, oft mehr als im eigentlichen Interesse des Landes gut ist. Das erweckt aber keine Empfindung der Dankbarkeit; sobald sich die Städte als Landstände fühlen, pochen sie auf ihre Privilegien, lassen es aber nicht gelten, wenn der Orden auch die seinigen nicht preisgeben, wenn er schließlich nicht sich selbst und das ganze Land städtischer Willkür in Handel und Wandel unterwerfen will. Diesem städtischen Ständetum war der Staat, wenn er nicht unmittelbaren Nutzen gewährte, lediglich ein Hemmnis, das man je eher je lieber zerbrach. So kam es, daß auch in Preußen — ebenso wie es in jedem anderen deutschen Territorium geschehen wäre — in dem Augenblicke, da der siegreiche Fremde größeren Vorteil bieten zu können schien, die Städte bereit waren, den Staat aufzugeben, der sie groß gemacht hatte. Ähnlich verhielt es sich aber auch mit dem aus den freien Grundbesitzern erwachsenen Adel, der eine Inanspruchnahme der Pflichten, die er für die Begabung mit seinen Gütern übernommen hatte, in um so höheren Grade ungern ertrug, je seltener sie erfolgte.

Der Abfall der Stände nach der Schlacht bei Tannenberg versetzte den Hochmeister in eine Lage, die einige Ähnlichkeit

hat mit derjenigen des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, als er die Mark Brandenburg übernahm. Nur daß dort die elende Verwaltung der Luxemburger Schuld daran trug, daß das Ständetum den Staat zu zersprengen drohte, während in Preußen ein einziger Schicksalsschlag den wohlverwalteten Staat demselben Verhängnisse auslieferte. Aber Plauen war in der unendlich viel schwierigeren Lage, daß er mit allen drei Ständen, Prälaten, Rittern und Städten, zugleich abrechnen mußte, während es in Brandenburg gelang, den einen gegen den andern auszuspielen. Denn der Hochmeister wußte, daß der „ewige" Friede von Thorn ein höchst fauler Friede sei, hatte ihm auch nur im Hinblick auf die mißlichen inneren Verhältnisse zugestimmt. Jene Abrechnung mußte also erfolgen, ehe er genötigt war, wieder das Schwert zu ziehen. Und mit staunenswerter Tatkraft ging der geniale Mann daran, die Konzentration der Staatsgewalt durchzuführen, die ihm zur Aufrechterhaltung der Ordensherrschaft notwendig erschien. Die Prälaten, die nicht Ordensbrüder waren, suchte er mit Hilfe des Papstes und des Deutschen Königs aus dem Verbande des preußischen Staates zu entfernen. Von den Städten bändigte er Thorn noch während des Krieges, wandelte den Rat aus eigener Macht, indem er mit weiser Voraussicht demokratische Elemente unter die Oligarchen brachte. Mit Danzig rechnete er ab, als die Frage der Zahlung der Kriegsschulden erörtert wurde. Alle Stände bewilligten die unumgängliche Steuer, trotzdem es eine unerhörte Neuerung im Ordensstaate war, nur Danzig weigerte sich. Zu welch blutigen Ereignissen es infolgedessen kam, ist bekannt, aber die Stadt wurde bezwungen, der Rat wie in Thorn demokratisiert. Der Adel, unter dem, wenigstens im Kulmerland, eine gefährliche Verschwörung um sich griff, wurde durch prompte Bestrafung der Schuldigen zur Ruhe gebracht. Eine völlig neue Idee des weitsichtigen Staatsmannes war die Schöpfung des Landesrates, ein bemerkenswerter Versuch, die Stände durch geeignete Vertreter zum Landesregiment heranzuziehen und ihre Kraft und Intelligenz dem Gemeinwohl dienstbar zu machen.

Aber das Unglück Plauens, und des ganzen Landes, war, daß er kein Erbherr, sondern als Hochmeister nur primus inter pares, unter seinen Ordensbrüdern war. Hier aber fand er kein Verständnis; diese Leute, im Gegensatz zu Plauen, der altdynastischem Geblüte entstammte, aus dem niederen Ministerialadel hervorgegangen, vermochten sich nach Erziehung und Tradition nicht über die engsten ständischen Begriffe zu erheben. Ihnen war der Orden weniger der Landesherr, der das Recht

und die Pflicht hatte, für das Allgemeine zu wirken, als vielmehr selbst ein Stand wie die andern, nur daß er die Macht in Händen hatte, eine Macht, die nicht durch den Staatsgedanken, sondern auf Privilegien gestützt war. Aus diesem Gesichtspunkte empfanden sie es voll Empörung, daß Plauen es wagte, die Einkünfte der Gebietiger für den Staat in Anspruch zu nehmen, daß er es wagte, ihren kurzsichtigen und zaghaften Rat, unter allen Umständen Frieden zu halten, zurückzuweisen. In diesem Sinne sahen sie in der Einrichtung des Landesrates eine Schmälerung der Rechte der privilegierten Ordensgebietiger. In dem Augenblicke, da der hochherzige Mann, des unmöglichen Friedens müde, das Schwert zückte, fielen ihm die eigenen Ordensbrüder in den Arm und stießen ihn wieder Gesetz und Recht vom Hochmeisterstuhl.

Plauens Nachfolger, Michael Küchmeister, hat in der kurzsichtigsten Weise in allen Dingen das Gegenteil von dem getan, was Plauen geschaffen und beabsichtigt hatte. Er ließ die dem Orden feindseligen Bischöfe wieder in das Land, er verzieh den verbannten Verschwörern aus dem Kulmerlande, er stellte in den Städten das oligarische Regiment wieder her und schlug einen in Danzig ausbrechenden Aufstand der Gewerke, der sich gegen die städtische Oligarchie der Großhändler und Spekulanten, nicht gegen den Orden richtete, unter entsetzlichem Blutvergießen nieder. Er begann mit den Ständen wie mit einer gleichberechtigten Partei zu handeln und erkaufte das, was der Staat von ihnen zu fordern hatte, durch Konzessionen, die die Macht und das Recht der Landesherrschaft schmälerten. Und ebenso verrannte sich Küchmeister in eine grundverkehrte auswärtige Politik; indem er den faulen Frieden mit Polen um jeden Preis aufrecht zu erhalten suchte, verewigte er den latenten Kriegszustand.

Diese falsche innere und äußere Politik des Nachfolgers Heinrichs von Plauen hinderte es, daß der Orden wieder zu Kräften kam, verursachte es, daß die ständische Entwicklung eine Richtung nahm, die dem Staate zum Verderben gereichte. Können wir das Verhalten Küchmeisters psychologisch dadurch erklären, daß es durch den überwältigenden Eindruck der Tannenberger Niederlage veranlaßt wurde, dann ist die Schlacht in der Tat der mittelbare Anlaß zum Sturze der Ordensherrschaft gewesen. Aber auch nur der *mittelbare*, *denn der Staat des Deutschen Ordens ist nicht durch die Polen, sondern durch die Deutschen selbst zerstört worden.*

Nachdem Küchmeister, schließlich am Erfolge seiner Politik verzweifelnd, sein Amt niedergelegt hatte, versuchte sein Nach-

folger, Paul von Rußdorf, wieder in die Bahnen Plauens einzulenken. Aber er war seiner Aufgabe nicht gewachsen, die Macht der Stände war bereits zu groß geworden, der Orden zwar kampfbereit, aber durch inneren Zwist erschüttert. So behaupteten die Stände nicht nur das von Küchmeister angebahnte Verhältnis zur Landesherrschaft: Partei gegen Partei, sondern waren auch stark genug, die polnische Politik des Hochmeisters zu lähmen, indem sie ihn zu kläglichen Friedensschlüssen zwangen, welche die Einsichtigen im Orden nicht billigen konnten. Im Jahre 1440 traten Städte und Ritter des Landes zu jenem „Bunde" zusammen, der der Ruin des Ordensstaates werden sollte. Obgleich das Dasein dieses Bundes an sich schon eine stete Bedrohung der Ordensherrschaft war, gelang es einem klügeren Manne als Paul von Rußdorf gewesen war, dem Hochmeister Konrad von Erlichshausen, noch länger als ein Jahrzehnt den inneren Frieden zu erhalten. Aber auf die Dauer war es ein Ding der Unmöglichkeit, daß neben der Landesherrschaft ein ständischer Bund bestand, der die Stellung einer gleichberechtigten Macht behauptete. Der Versuch des neuen Hochmeisters Ludwig von Erlichshausen, dem preußischen Bunde ein Ende zu machen, indem er mit Hilfe des Kaisers und des Papstes ihm die staatsrechtliche Existenzberechtigung absprechen wollte, führte zur Katastrophe, denn es handelte sich nicht mehr um eine Frage des Rechtes, sondern um eine Frage der Macht. Als der Kaiser sich wider den Bund aussprach, erhob dieser im Februar 1454 die Fahne des Aufruhrs, der mit unheimlicher Schnelligkeit das ganze Land ergriff, so daß der Orden nur noch wenige feste Plätze, namentlich Marienburg und Konitz, in seiner Gewalt behielt. Aber der Bund mußte sich sagen, wohin sollte sein Aufruhr führen, selbst wenn er siegreich durchgefochten wurde? Konnten seine Bestandteile, die beiden verbündeten Stände der Städte und der Ritterschaft, allein existieren, ohne den Rückhalt eines Staates? Das war unmöglich, so große Feinde der zusammenfassenden Staatsgewalt die Stände auch überall gewesen sind, o h n e den Staat waren auch s i e nicht. Und namentlich in Preußen gingen doch im Grunde die Interessen der Städte und des Landadels so weit auseinander, daß kein Gedanke daran sein konnte, aus diesen Elementen selbst einen Staat zu schaffen. Sie mußten also auswärts eine Stütze suchen, und da gab es keine andere als P o l e n.

Unmittelbar nach Ausbruch des Aufstandes trug der Bund dem Könige Kasimir von Polen, Jagiellos zweitem Sohne und Nachfolger, die Oberherrschaft über Preußen an, und der König — schlug sie nicht aus. Man kann wirklich nicht

sagen, daß er sich darnach gedrängt, und daß nun seine Untertanen es mit Begeisterung begrüßt hätten, ihn als Herrscher Preußens zu sehen. Höchstens die nächsten Nachbarn, die Großpolen, der großpolnische Adel, mochte hoffen, daß ihm nun ein Tor eröffnet würde, um in Preußen einzudringen, wie seine kleinpolnischen Standesgenossen in der Zwischenzeit in die ehemaligen südlichen Provinzen Litauens eingedrungen waren. Eine große Partei der polnischen Magnaten war überhaupt dagegen, dem Rufe der preußischen Stände Folge zu leisten, weil sie mit Recht fürchtete, daß die unumgänglich nötigen Kriegszüge von den Adelskommunitäten benutzt werden würden, neue Rechte und Freiheiten auf Kosten der Krone und der Magnaten zu erpressen. Die Litauer sahen scheel zu einem Unternehmen, dessen Erfolg das Gewicht Polens ihnen gegenüber vermehren mußte. Der Herzog von Masovien schickte gar dem Orden Hilfstruppen zur Verteidigung der Marienburg, denn die Verbindung Preußens mit Polen bedrohte seine Unabhängigkeit. Das war also vorauszusehen, es mußte dem Könige nicht minder schwer fallen, als seinerzeit seinem Vater Wladislaw, die widerstrebenden Elemente seines Reiches zusammenzufassen, um selbständig handelnd von der angebotenen Herrschaft Besitz zu ergreifen.

Aber der Aufstand des Bundes schien ja den Orden schon an den Rand des Verderbens gebracht zu haben. Der in der Marienburg eingeschlossene Hochmeister konnte schon nach wenigen Monaten seine böhmischen und deutschen Söldner nicht mehr bezahlen. Die Neumark gab er freiwillig auf durch Verpfändung an den Kurfürsten von Brandenburg, dessen Hilfe er dadurch, freilich vergeblich, zu erlangen suchte. Schnitt man ihm nun noch die Verbindung mit dem Deutschen Reiche ab, so war ein leichter Sieg sicher. So zog denn der König Kasimir zu Felde, um Konitz zu erobern. Aber dieser Feldzug endigte mit einer furchtbaren Niederlage vor den Toren der Stadt, am 18. September 1454, die den König um so schmerzlicher treffen mußte, da das großpolnische Adelsaufgebot noch am Vorabende der Schlacht ihm in sicherer Siegeszuversicht die weitgehendsten Zugeständnisse zur Mehrung der Adelsmacht abgenötigt hatte. Der polnische Feldzug des nächsten Jahres fiel so jämmerlich aus, daß Kasimir verzweifelt das ganze Unternehmen aufgeben und sich unter Verzicht auf die polnische Krone nach Litauen zurückziehen wollte. Unter solchen Umständen schleppte sich der Krieg, trotzdem der Orden bereits im ersten Jahre bankerott war und schon 1456 sein Haupthaus Marienburg durch den schmählichen Handel der Söldner ver-

loren hatte, dreizehn Jahre lang hin. Tatsächlich ausgefochten hat ihn der preußische Bund. Der König hat während der langen Zeit außer den beiden erwähnten noch drei Sommerfeldzüge zustande gebracht, alle drei endigten sie mit gleichen Mißerfolgen. Den schließlichen Ausgang des Krieges, die unmittelbare Verbindung Westpreußens mit der polnischen Krone und die Abhängigkeit des auf Ostpreußen beschränkten Ordens, verdankte Kasimir einzig und allein den ungeheuren Anstrengungen und der hartnäckigen Parteileidenschaft des preußischen Bundes, dessen Seele und festester Rückhalt die Stadt Danzig war. Sehr richtig sagt Caro, daß vielleicht niemals im ganzen Verlauf der deutschen Geschichte ein städtisches Gemeinwesen eine so zähe und von Jahr zu Jahr wachsende Kraft für den Verbleib bei dem politischen Verbande Deutschlands entfaltet hat, als hier die deutsche Seestadt aufbot, um sich von demselben zu trennen. Den Deutschen Orden haben also im 13jährigen Kriege seine deutschen Untertanen besiegt, die Mitwirkung der Polen dabei spielte nur eine untergeordnete Rolle. Die polnische Nation war ihrer inneren Verfassung und ihrem Volkscharakter nach gar nicht in der Lage, einen Krieg gegen einen kulturell überlegenen Staat mit Erfolg durchzuführen. Als polnischer Sieg war die Schlacht bei Tannenberg von keiner höheren Bedeutung für das Polentum als etwa der Sieg bei Wahlstatt für das Mongolentum. Als Niederlage des Ordens bekam Tannenberg Bedeutung durch die von niemandem vorherzusehenden Folgen für die innere Entwicklung des Ordensstaates, indem sie den verderblichen Kampf zwischen Ständetum und Landesherrschaft in Preußen auslöste. Blinde Parteiwut deutschen Ständetums hat Westpreußen im 15. Jahrhundert dem Polentum ausgeliefert als eine Beute, die es wohl ersehnte, aus eigener Kraft aber nie hätte gewinnen können. Ostpreußen hat sich dann trotz der äußerlichen Abhängigkeit vom polnischen Reiche, welche die stolzen Ritter innerlich freilich nie anerkannt haben, wacker in seinem Deutschtum behauptet, wenngleich ständischer Eigennutz noch zweihundert Jahre nach Tannenberg es in die höchste Gefahr brachte, dem gleichen Schicksal wie Westpreußen zu verfallen. Die brandenburgischen Hohenzollern, unterstützt von dem nationalgesinnten Teile des preußischen Adels und den Bürgern, haben es davor bewahrt, und sie sind es auch gewesen, die nach Überwindung des Ständetums alle Kräfte der deutschen Ostmarken zusammenfaßten und Westpreußen dem Deutschtum aufs Neue gewannen.